

»Haste 'mal 'ne Mark«

1 Sprachspiele (Christoph Bizer)

»Haste 'mal 'ne Mark«: In der Hauptstraße von Heidelberg heißt der Spruch für ein gehobenes Publikum: »Haben Sie eine Mark, bitte?« Das Sie schafft Distanz; der Angeredete wird in einer abständigen sozialen Welt lokalisiert. Ausdrücklich wird eine Bitte kenntlich gemacht. Die Verweigerung im schweigenden Vorübergehen ist einfach. Die Frage ist keine Frage; dass der Gebetene eine Mark besitzt, ist vorausgesetzt. Ein Ende des Satzes »... für mich« klingt unausgesprochen mit. Der Raum der Handlung besteht aus dem einen Menschen, der die Mark für sich will, und auf *mich* als sein ausgesuchtes Gegenüber mit offener Hand zuläuft: »Haben Sie eine Mark, bitte, für mich? Und schon habe ich den Raum mit ihm verlassen und bin an ihm vorbeigegangen.

Der Kontrast zeigt, was in der ursprünglichen Formel steckt: »Haste 'mal 'ne Mark?« Bündige Direktheit, die kein »Für mich« aufkommen lässt. Es geht nur um die Mark. Der Anredende wird als Person nicht sichtbar. Sein Spruch, genuschelt, klingt von der Seite an mein Ohr. Ich bin nicht als Person gemeint: Bilde dir ja nichts ein! Das Du, das der Spruch für mich übrig hat, ist ein verächtlich-auslautendes »...te«. Markwirtschaft pur. Ich müsste schon ein Fünfmärkstück investieren, um einen direkten Blick zu erhalten.

»Haste 'mal 'ne Mark« – »... 'mal ...«. Wann? Gelegentlich! Aber Du hast immer eine Mark übrig. Das weißt Du genau, deshalb jetzt! Kein Kairos, nicht der große eschatologische Moment, in dem das entscheidende Jetzt versäumt werden kann. Der Zeitpunkt ist ganz undramatisch: Mir kann es ja gleich sein, was Du tust; das ist *Dein* Bier, ich biete Dir halt die Möglichkeit, die Mark rüberlaufen zu lassen. Das Wesen des Rubels ist das Rollen, und er rollt sowieso. Aber unter seiner Gleichgültigkeit wirkt der Spruch, auf mich, spitz aggressiv. Vermutlich liegt das an meiner altchristlichen Disposition; das Wort trifft, den es treffen soll: Du Nichts mit Geld, hast ja keine Ahnung; nu mach' schon ... Wer Geld hat, ist gegenüber dem, der's braucht, schuldig. »Haste 'mal 'ne Mark«: Der Spruch, gesagt und doch nicht recht ausgesprochen, trifft mich. Mach' ich aus dem Murmelnden unwillkürlich *einen Seiner Geringsten?* Ich, nicht der Spruch; der entzieht sich den Murmelnden dieser Rolle glänzend! Stimmungen von vollbrachter oder verweigerter Barmherzigkeit lässt er nicht aufkommen.

Ich erinnere mich an den orientalisch aussehenden hageren Mann in der Fußgängerzone. Er kniet auf einem kleinen Kissen, seitlich dem Strom der Passanten zugekehrt. Und wie er kniet! Aufrecht, noch mit gesenktem Blick. Aufrecht hat er mit seinem Leib ein Zeichen aufgerichtet, das auf Allah über ihm verweist. Er steht unter dessen Schutz und ist in seinem Knien unantastbar. Die offene rechte Hand streckt sich den Vorübergehenden entgegen. Nur soweit komme ich an den heiligen Mann heran, dass ich ihm scheu eine Gabe in die Hand legen kann. Er stellt, für mich mit, die Armut der Menschen unter Gottes Himmel dar und fleht in professioneller Arbeit. Dagegen ist »Haste 'mal 'ne Mark« reines Geschäft.

Ein Geschäft jedoch, das jede Gegenleistung konsequent ausschließt: geradezu ein Nicht-Geschäft. Der Drehorgelmann an der Ecke verbreitet Nostalgie und bekommt dafür einen Obulus; der Artist, der sich wie ein Roboter bewegt, macht sich mit hintergründigem Sinn selbst zum Spektakel und kassiert dafür. Beide vermitteln sich in das gesellschaftliche Leben über *verdientes* Geld. »Haste 'mal 'ne Mark« zweigt, einfach so, von den kursierenden Geldströmen ein Rinnsal für den eigenen Bedarf ab; nicht einmal dass der Bedarf ausgewiesen wäre: *die Lilien auf dem Felde?* Ein Hauch von Reichgottes-Gleichnis? *Mit dem Kommen des Reiches Gottes geht es zu wie in der Geschichte von jenem Mann, der sich in die Einkaufsstraße begab und hier und dort Menschen anmurmelte:* »Haste 'mal 'ne Mark«. *Und am Abend hatte er Markstücke in seiner Tasche.* Ich bin versucht fortzufahren: *Er sagte zu seinen Freunden:* »Kommt und lasst uns einen trinken; es ist genug für alle da.« Aber nur keine Sozialromantik. Die abendliche Gemeinschaftsleistung wäre das gegebene Geld wert.

Das Peinliche an der Geschichte ist der Umstand, dass der Geber sich unversehens mit seinem bisschen Mark in der Rolle von Gottes Mitarbeiter sieht. Das würde die empfundene Aggressivität, gut protestantisch, noch von einer ganz anderen Seite beleuchten: der reiche Mann mit seinen unversehens geweckten Schuldgefühlen? Der Spender wider Willen und Achtsamkeit als Mitarbeiter Gottes? Beides steht gemäß dem theologischen Sprüchlein von Gesetz und Evangelium unter dem *Gesetz* und ist für einen evangelischen Christen notwendigerweise eine unbehagliche Position.

2 Die Berufsschule und das Geld (Lothar Teckemeyer)

2.1 Jugendliche zum Geld

Wie kriege ich Geld? »Die entscheidende Frage ist doch: Wie kriege ich Geld«, sagt Tim. »Geld brauchst Du für alles, was wichtig ist: für Benzin, zum Saufen, für Zigaretten. Ich kann von meinem sauer verdienten Geld nichts abgeben; ich muss mir alles selber kaufen. Wenn Du kein Geld hast, bist Du ein armes Schwein.«

Am Wochenende betteln ich öfter. Adam, erklärter Punker, erzählt vom Betteln: »Wenn Du dann 20 Mark zusammen hast, kannst Du Fete machen und dich richtig besaufen. Zwanzig Mark, die hat man so in zwei Stunden zusammen. »Haste 'mal 'ne Mark« reicht nicht, da muss schon mehr kommen. »Ich muss unbedingt telefonieren. Können Sie mir mal 'ne Mark geben?«, geht schon besser. Aber man muss mit allem rechnen. Neulich hat einer seine Hunde auf uns gehetzt. Ein anderer sagte: »Kannste nicht arbeiten?« Aber es kann auch sein, dass Du zwei Mark bekommst, ohne dass du damit rechnest.«

Benjamin schläft draußen. Benjamin fehlt seit einiger Zeit in der Schule. Er ist siebzehn; älter als die übrigen Schüler der BVJ-Klasse. Der Gang der Dinge nimmt seinen Lauf. Anfragen bei den Eltern, die erstaunt zurückfragen, was los sei. Fristen werden gesetzt, ein Bußgeldverfahren eingeleitet. Schließlich weiß Artur zu berichten: Benjamin ist zuhause rausgeflogen und lebt jetzt auf der Straße. Benjamin ist schulpflichtig; er hat kein Einkommen.

Geld ist nicht alles. Jugendliche können gegen Geld widerständig sein. Das Anderssein wird probiert. Ab Freitag taucht man ab in die Discoszene; Kinobesuche *boomen*. Hollywood bietet die ganz andere Welt. Einmal im Jahr zur Love-Parade und im Rausch der Vielen versinken! *Events*, bei denen nicht sofort in Geldkategorien gedacht wird, locken. Viele ahnen, dass auch sie längst kommerzialisiert sind. Bestimmte Dinge kann man nicht mit Geld kaufen, Gefühle zum Beispiel. Der Trennungsschmerz nach einer zerbrochenen Freundschaft ist groß. Nichts kann Sabine in ihrer Trauer trösten. Michael möchte beichten. Er hat so viel Mist in seiner Beziehung mit Claudia gebaut. »Alles einem Pastor erzählen, das hat geholfen«, sagt er später. Als der Klassenlehrer der BVJ 01 B plötzlich stirbt, ist die Betroffenheit groß. Schule funktioniert jetzt nicht mehr. Wir gehen zum Grab des Kollegen und sprechen ein Gebet. Irgendwohin müssen wir ja mit unserer Trauer.

Statistisches: 2,4 Milliarden Mark können alle Sechs- bis Vierzehnjährigen in Deutschland (2001) ausgeben. Dazu kommen noch 2,8 Milliarden an Zugestecktem und Selbstverdienstem. Rund die Hälfte des Geldes wird für elektronische Geräte und Markenkleidung ausgegeben (»Luxus ist doch voll normal«, Frankfurter Rundschau, Magazin, 13.1.2001, S. 20). Viele Jugendliche an der BBS definieren sich über ihr Äußeres: Haarschnitt, Klamotten, Baseballcape, Sonnenbrille, Handy. Schuhe mit zwei Streifen sind nur Aldidas und nicht Adidas. Der 17-jährige Mario: »Mit so einer non-name Jeans würde ich mich gar nicht auf die Straße trauen.« T-Shirts von Fishbone, Brille von Calvin Klein, Turnschuhe von Fila sind nicht unter 150 DM zu haben. Dafür schrubbt Marios Mutter, alleinerziehend, einen ganzen Tag.

2.2 Geld im Unterricht

Für Geld tue ich alles! In der Anstreicherklasse sind sich einige sicher: Bestimmte Dinge werden für Geld nicht gemacht, Prostitution z.B. »Nicht einmal für eine Million würde ich so etwas tun«, sagt Stefan. »Aber wenn's dann passiert, nehmen alle das Geld«, entgegnet Christian. Er rechnet vor: »Eine Million könnt ihr im ganzen Leben nicht verdienen. Bei einem Monatslohn von 2500 DM muss für eine Million 40 Jahre lang tapeziert werden.« »Höchstens 5000 im Jahr kannst du für dich selber ausgeben!« »Nee, für Geld machen sie doch alles, und ich auch. Nur wenn's kriminell wird, ich nicht!« Ingo: »Ich mache alles für Geld, was nicht das Leben kostet. Fast alles. Aber der Preis muss stimmen.«

Alles hat seinen Preis. Nils: »Ich gehe zur Schule, weil ich Geld verdienen will. Um Geld zu verdienen, brauche ich einen Beruf. Um einen anständigen Beruf zu kriegen, muss ich zur Schule. Geld ist der Schlüssel zum Glück. Wenn Du genug davon hast, kannst Du Dir alles leisten, auch Leute, die für dich denken.« »Bildung ist wichtig, aber dafür kann man sich nichts kaufen«, so ein Kollege, Metalller und engagierter Gewerkschaftler. »Wozu brauche ich das?«, wird im Religionsunterricht gefragt. »Ethik und Moral und eine eigene Überzeugung entwickeln?« »Ja, wenn ich persönlich etwas davon habe, dann lohnt sich das«, antwortet Boris.

Pfennig-Unterricht. Ein Kollege berichtet: »Wenn ich meine Schüler/innen ohne große Anstrengung zur Mitarbeit bewegen will, mache ich ›Pfennig-Unterricht‹. Das kostet mich höchstens 'ne Mark. Ich lege das Kleingeld aus meinem Portemonnaie auf das Pult, die Groschen, die Fünfpfennigstücke und die Kupfermünzen. ›Wer die nächste Frage richtig beantwortet, bekommt diese Münze.‹ Du glaubst gar nicht, was die Schüler/innen für ein paar Pfennige alles veranstalten. Sie denken nach, melden sich, engagieren sich, was man sonst eher selten erlebt.«

Geld verbrennen? »Silvester hat mir die Knallerei am besten gefallen. 120 DM habe ich dafür ausgegeben«, erzählt Patrick. Nach 10 Minuten Gespräch über dieses Geldausgeben lege ich in die Mitte des Stuhlkreises einen Zehnmarkschein. »Der fehlt mir noch!« »Ich bin der erste«, einer springt auf, als wolle er ihn einstecken. Ich spiele mit dem Zehnmarkschein, zerknülle ihn, tue als wolle ich ihn zerreißen. »So etwas tut man nicht!« »Sind Sie verrückt?« »Was soll das?« Ich frage provozierend: »Und wenn ich den Schein verbrenne?« Ich wedle mit ihm über einem brennenden Feuerzeug. »Das geht doch nicht!« »Verschwendung!« »So kann ein Pastor nicht mit Geld umgehen. Spenden Sie den Schein lieber!« Ich bleibe cool: »Ich kann mit meinem Geld machen, was ich will; andere rauchen oder schießen Raketen in den Himmel; wo liegt der Unterschied?« Plötzlich fängt der Schein Feuer und verbrennt. Schweigen. Stille. Keiner hat eingegriffen.

Ich: »20 Millionen Zehnmarkscheine fliegen an Silvester in die Luft. Niemand fragt hier nach Schuld. Geld ist doch nur ein Stück Papier!«

Annika: »Geld ist ... das ist fast heilig! ... Was man alles Gutes damit tun könnte!« »Geld kann man doch nicht verbrennen. Das ist Gotteslästerung!«, steuert Mike bei. »Ohne Geld kann man nicht leben.«

2.3 Der Wert des Unterrichts

Zur Ökonomie der Schule. Ca. 120 DM gibt der Staat pro Schulstunde für einen Lehrer / eine Lehrerin aus, für 1000 Schulstunden pro Jahr rund 120 000. Für das Gebäude der BBS in O. zahlt der Landkreis 2 Millionen Miete, ca. 5500 DM pro Tag, Heizung, Strom, Lehr- und Lernmittel und Reinigung nicht gerechnet. Die Schule wird von 700 Schüler/innen besucht. Ich versuche zu erklären, was die Bildung der Schüler/innen kostet. Die Modellrechnung kommt pro Schüler/in und Woche auf 350 Mark, 1500 pro Monat, selbst in den Ferien. Im Spiel übernimmt Kai die Rolle eines Papierfacharbeiters mit monatlichem Einkommen von 3000 DM. Er zahlt 600 DM Steuern. Heute ist er in die BGJ Bau 01 a gekommen, um zu sehen, was die Schüler/innen mit seinen Steuern machen. Kai beginnt: »Nun will ich mal Leistung sehen. Wer nicht lernt, fliegt.« *Was bringt mir das?* »Warum Religionsunterricht? Ich bin doch schon konfirmiert! Was bringt mir das?« Schüler/innen fordern einen Gegenwert für ihre Präsenz im Unterricht ein. »Es muss sich lohnen!« Der Lehrer / die Lehrerin muss seine/ihre Mark erbringen. Die Skala der Erwartungen ist groß: Sie reicht vom Wunsch, »in Ruhe gelassen zu werden« bis zu »Spaß und Unterhaltung«, von »Ich will etwas wissen« bis »Nicht überanstrengen«, von »Beachte mich!« bis »Ich will eine Frage geklärt haben«. »Hauptsache: nicht schreiben!«. Und: »Ich möchte Erfolg haben.«

Natürlich möchte ich, dass mein Unterricht Wert, einen Gegenwert hat. Im Unterricht muss Recht gelten, ein Vertrag wird ausgehandelt. Beide Vertragspartner messen dem Unterricht Wert zu und wissen die unterschiedlichen Wertdeutungen zu schätzen. Wenn Stefan am Religionsunterricht gut findet, »dass man da nicht so viel schreiben muss und manchmal schöne Geschichten erzählt werden«, dann ist das eine Wertschätzung. Schüler/innen schätzen Lehrer/innen, die ihrer eigenen Arbeit einen Wert zuschreiben. Sie nehmen wahr, wenn sich Lehrer/innen Mühe geben, sich engagieren, sich um Schüler/innen kümmern und sich Neugierde für Fragen der Schüler/innen bewahren.

2.4 Haste 'mal 'ne Mark – Die Metapher des Bettlers und das Dilemma der Schule

In dem Musical »Lausige Zeiten« spiele ich einen Penner. Am Eingang bettle ich. Die Maskenbildnerin hat gute Arbeit geleistet: blaues Auge, eine Narbe im Gesicht, braune Zähne, schmutziger Bart. Ich trage eine abgerissene Lederjacke, auf dem Kopf eine braune Wollmütze. Die Körperhaltung: leicht nach vorne gebeugter Oberkörper, gesenkter Kopf,

leicht humpelnder Gang. Ich setze meinen Körper unter Spannung, als hätte ich Rückenschmerzen; die linke Hand auf den Rücken gelegt, verstärkt diesen Eindruck. Die rechte ist nach vorne ausgestreckt, spannungslos, zugleich fordernd. Nuschelnd: »Haste 'mal 'ne Mark.« Der Satz dringt von unten nach oben. Der Augenkontakt ist wichtig. Ich bin von mir überzeugt: »Ja nicht nachgeben!«

Der Erfolg überrascht: Einige verlassen unter Protest über die Bettelei die Vorstellung, bevor sie begonnen hat. Andere lassen sich auf das Spiel ein und geben. Die meisten wollen mich schnell los werden, bebettelt werden ist ihnen unangenehm. Bei einer Vorstellung mit 200 Besuchern kommen an die 50 DM zusammen. Ich bin als Bettler in der stärkeren Position, ich flöße schlechtes Gewissen ein, werde zu Last und Bedrohung. Ich bestimme, ob ich penetrant werde oder meinen Versuch abbreche.

Der Schwächere kann stark sein, der Bettler hat Macht. Um sich von ihm zu befreien, kauft man sich los, es kommt zu einem Vertrag: Der Bettler bekommt seine Mark, der Bebettelte seine Ruhe. Geben wir den Schüler/innen die Rolle des Bettlers; sie können nerven. Jede/r noch so gute Lehrer/in stößt bei Störungen an seine Grenze. Den Gründen der Störungen nachzugehen, verlangt Zeit und Geduld, die Routine eines Sozialarbeiters / einer Sozialarbeiterin, das Einfühlungsvermögen eines Therapeuten / einer Therapeutin. Also wird kaschiert, ruhig gestellt, gedroht oder eben Almosen gegeben: Das Schülerproblem bekommt eben mal Raum, dann geht es gleich wieder weiter im »Stoff«.

Im Religionsunterricht habe ich die Chance, den Bettler / die Bettlerin ernst zu nehmen. An der Tafel steht: »Jeder kann machen, was er will« und »Ordnung muss sein«. Jenny wird zunehmend ärgerlicher: »»Ordnung muss sein«, so ein Blödsinn«, sagt sie. Und: »Was soll das Ganze, ich will Party.« Störung? Ich spüre: Wenn ich jetzt ausweiche, ist die Stunde gelaufen. Die Mitschüler/innen warten neugierig auf meine Antwort. Ein »Bannkreis des Bettelns« bestimmt die Atmosphäre. Ich fordere Jenny auf, uns zu sagen, wem sie diesen Satz am liebsten sagen will. »Ach, ist doch egal!« »Deinem Vater?« »Der meint, er müsse durchgreifen, dabei ist er selber ein Schlappschwanz!« Ich fordere Jenny auf, für sich und ihren Vater zwei Stühle aufzustellen. Für ihre Mutter und ihren Bruder kommen alsbald weitere hinzu. Das Spiel beginnt nach den Regeln des Psychodramas. Jenny und die Klasse haben ihr Thema, ihre »Mark« bekommen.

Lothar Teckemeyer ist Berufsschulpastor in Osterode am Harz.